Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

112 (16.5.1931) Die Mußestunde

Visual Library

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

20. Woche — 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund — Karlsruhe, 16. Mai 1931

Müde des Reisens

Von Kurt Offenburg.

Ich bin müde des Reisens und ersehne Europa!
Heraus aus dem Feuerofen, dem tropischen Klima!
Fort vor ewigen Stürmen auf Meeren,
die jede Hoffnung und jedes Lachen verwehren,
die wie eine Krankheit alle Nerven verzehren:
Europa ist weit — nur Verzweiflung bleibt nah.

Es stürzen die Nächte und steigen die Tage
wie eine trügerisch gefälschte Waage:
was sie versprachen, das hielten sie nicht;
Traum um Traum mir schmerzlich zerbricht
und jede Stunde ist meinem Glauben ein verdammend Gericht:
es logen die Märchen, die Wunder, die Sagen.

Ich bin müde, daß ewig das durstende Herz
nur Not sieht und Jammer, wohin ich auch fahre:
des Eingeborenen Not, des Sklaven Schmerz,
der hilflos die Augen hebt sternenwärts
und dem nie blüht ein befreiender März.
Ich bin müde, zu sehen den Menschen als Ware.

Glück in Insulinde

Tagebuch einer Weltreise

Von Kurt Offenburg.

Die Grundlagen: Menschen und Kapital.

Was bliebe eine solche Weltfahrt, reiste man nur wie ein Spezialist? Man sähe überall nur das eine Bestimmte, das der persönlichen Neigung oder dem Fachinteresse entspricht — und damit Amen. Es ist nicht genug, nur den Oberbau zu erkunden; man muß auch nach der Grundlage, dem Fundament, sehen. Gewiß, es ist schön und aufschlußreich mit den Menschen aller Gesellschaftsschichten in Berührung zu kommen: man lernt ihre Lebensgewohnheiten und Anschauungen kennen, ihre Sitten und die Verschiedenartigkeit der Volkscharaktere, ihre Arbeit und ihre Wünsche. Aber das ist nicht genug: man muß sehen (was sie oft selbst nicht wissen), wo sie verankert, in welchem System sie eingefangen sind.

Man muß aufräumen mit der überlieferten Kindervorstellung, daß die Menschen auf den Inseln jenseits des Aequators noch in einem paradiesartigen Zustand leben. Nur weil da Palmen wachsen statt der prosaischen Fichte, die Menschen anders angezogen sind und leben als in Potsdam oder Kitzebübel; weil, nicht zuletzt, immer wieder Bücher geschrieben werden, gartenlaubenhaft und blumig: daß der Durchschnittsleser glaubt, in den Städten auf Sumatra, Java oder Madura laufen die Löwen und Elefanten wild in den Straßen herum. (Dies ist kein Witz. Ich sah bei Freunden Briefe aus Deutschland, worin allen Ernstes gefragt wurde, ob sie nicht längst Aeue hätten in einer so unwirtlichen Gegend ihre zweite Heimat zu suchen: zwischen wilden Tieren und den gefährlichen Eingeborenen!). Bücher, in denen du keine Silbe findest, daß Palmbäume eine durchaus rentable Sache sind; die „Romantik des Tropenlebens und die treuherzige Einfachheit der eingeborenen Bevölkerung" eine sehr nüchterne Grundlage hat: Bankkapitalien, Produktionsziffern und Exporterträgnisse. (Das „treuherzige" Buch — verschwiegen sei der Titel — erwies sich dennoch nützlich: eines Abends zum Feuerannachen, Abwehr der Moskitos).

*

Insulinde: auf einer Fläche halb so groß wie Europa (ausschließlich Rußland) leben fast 53 Millionen Menschen. 51,5 Millionen Eingeborenen und 1 Million Zugewanderten (meist Chinesen) stehen nur knapp 208 000 Europäer gegenüber.

Rassenmäßig lassen sich die Eingeborenen Niederländisch Ost-Indiens in zwei große Gruppen teilen: in Malaien im Westen und Papuas im fernen Osten des Archipels. Das besagt: von Pulo-Weh, dem äußersten Zipfel Sumatras, bis zur Humboldt-Bay, Neu-Guinea, eine Dampferfahrt von 14 Tagen. Oder 5000 Kilometer; oder gleich der Strecke von der Westküste Irlands bis zur Ostküste des Schwarzen Meeres (um eine Europa geläufige Vergleichsmöglichkeit zu bieten).

Java, obgleich flächenmäßig erst an vierter Stelle, ist wirtschaftlich am bedeutendsten. Borneo, die gewaltigste der Inseln (fünf Siebtel gehört Holland, ein Teil so groß wie Frankreich; der Rest England) ist nur an der Küste sehr dünn besiedelt: Malaien, Chinesen, Araber und einige Europäer. Es folgen Celebes und der holländische Teil Neu-Guineas: das erstere so groß wie Ceylon und Neu-Seeland, das andere Eiland gleich dem Flächeninhalt Japans, soweit es unter holländischer Verwaltung steht.

Die Bevölkerungsverteilung ist sehr ungleich. In Java und Madura leben allein 37,5 Millionen: das besagt auf einem Quadratkilometer 284 Menschen. (Deutschland: 135 auf 1 Quadratkilometer). In den fruchtbaren Reisgebieten entlang der Nordküste und in den Flußtälern steigt die Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer auf fünf- und sechshundert! Die Gefahr der Ueberbevölkerung wächst von Jahr zu Jahr; sie ist umso kritischer, als ganz Java soweit wie möglich unter dem Pflug ist und keine landwirtschaftliche Neuerschließung zuläßt.

In krassem Gegensatz zu Java stehen die übrigen Inseln: mit einer Bevölkerung von etwas über 15 Millionen beträgt die durchschnittliche Siedlungsdichte nur acht Köpfe auf den Quadratkilometer. In Borneo beträgt sie nur 3, in Sumatra 14, Celebes 19; in Java und Madura dagegen 284 Köpfe! Dazu kommt (wir finden in der ganzen Welt die gleiche Erscheinung) das Problem der Verstädterung: der Zug der Menschen fort vom Land in die Städte. In einem der folgenden Aufsätze — über Australien und Neu-Seeland — werden wir der Frage der Unterbevölkerung, und dennoch einer Verstädterung, begegnen.

Von den in Niederländisch Ost-Indien lebenden Europäern sind 94 Prozent Holländer in Java und Madura, 78 Prozent auf den übrigen Inseln; Deutsche 1,4 Prozent und 4,5 Prozent und Engländer 0,7 Prozent und 2 Prozent. Die Europäer waren das aktive Element, ihre technische und organisatorische Fähigkeit, ihre Energie (und dahinter das europäische Kapital) erschlossen wirtschaftlich Insulinde.

Aber da ist heute — in Konkurrenz mit den Europäern — noch eine andere Bevölkerungsschicht, die wirtschaftlich schon lange nicht mehr zu übergehen ist: „die fremden Orientalen", wie die offizielle Statistik sie nennt — nämlich die Chinesen. 92,5 Prozent der „fremden Orientalen" sind Chinesen in Java und Madura, und 92,3 Prozent auf den restlichen Inseln. Als Verbindungsleute zwischen europäischen Importeuren und dem Eingeborenen als Hauptkonsumenten haben sie eine Monopolstellung; ebenso im Kleinhandel und als „Pioniere in der Erschließung unzivilisierter Bezirke für den Handel." Spricht man mit Holländern über die Frage, weshalb die Regierung die Einwanderung der Chinesen nicht beschränke, so wird erwidert: Sie sind das tätige Element, die die trägen Eingeborenen anspornen. Das ist richtig. Doch was immer die anderen Gründe sein mögen: die Regierung Niederländisch-Indiens, weise in ihren Maßnahmen und vorbildlich in kolonialer Gesetzgebung, erkennt die Intelligenz und ebenso den großen Fleiß und die Sparsamkeit der Chinesen an, von denen „viele in verhältnismäßig kurzer Zeit erstaunlich große Vermögen anhäufen und es nicht überrascht sie als Eigentümer bedeutender Handelshäuser, Banken, Plantagen- und Faktoreibesitzer zu finden! (Vergleiche den früher erschienenen Artikel „Nachtfahrt in Sumatra"). In welchem Gegensatz zu diesen Einwanderungsprinzipien und der Beurteilung der Chinesen, stehen demgegenüber die englische Gesetzgebung und Auffassung!

*

Ueber das in Niederländisch Ost-Indien umlaufende Kapital liegen keine einwandfreien Ziffern vor. Wir wissen nur, daß in der Zuckerindustrie etwa 750 Millionen Gulden angelegt sind (fast ausschließlich holländisches Kapital), in Gummi rund 500 Millionen (37 Prozent Holland, 40 Prozent England, die restlichen 11 Prozent verteilen sich zwischen amerikanischem, belgischem und französischem Kapital); über das in Tee, Petroleum und Erzen investierte Privatkapital schweigt die Statistik. Die Regierung dagegen, die eine Reihe eigener Unternehmen betreibt, veröffentlicht folgende Reingewinne: die Banka-Zinnbergwerke 56 Millionen Gulden, die Staatskohlengruben 8,75 Millionen, die Silberbergwerke 1,34 Millionen, die Staatsgoldgruben fast 552 000 Gulden. Dazu kommen noch die Erträgnisse eines weiteren Zinnbergwerkes und der Biliton-Bergbaugesellschaft, die 3,34 Millionen abwarfen. Nimmt man dazu noch (nach dem zuletzt veröffentlichten Status vom März 1930) eine Ausfuhr von 1589 Millionen Gulden, der eine Einfuhr von 1030 Millionen gegenüber steht: das

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlags-Buchhandlung bezogen werden.

Mutter und Kinderland. Ein monatlicher Ratgeber für Mütter und Kinderfreunde. Einzelheft 75 Pfg. — „Mutter und Kinderland" (Safari-Verlag G.m.b.H., Berlin W 57) ist, wie der Name schon sagt, die Zeitschrift der Frau und Mutter. Jede Hausfrau, jede Mutter, jeder Pädagog kann aus ihrem vielseitigen Inhalt Anregung und Belehrung schöpfen und durch Benutzung der Rubrik „Müttersprechstunde" in fruchtbaren Gedankenaustausch mit interessierten Kreisen eintreten. Das soeben erschienene April-Heft steht im Zeichen des Schulbeginns: Lehrer Reinhold Lange, Saat auf Hoffnung, Gedanken zum Schulbeginn — Rektor P. Hoche, Mutter und Schule — Irmela Linderg, Haustiere als Miterzieher — Dr. W. Schweisheimer, Der Morgen des Schulkindes — Müttersprechstunde — Ehe- und Elternberatung usw.

Le Traducteur, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt, kann für den Selbstunterricht wie für den Schüler warm empfohlen werden. Die Stoffauswahl und die Uebersetzungen zeugen von großer Sorgfalt. Probeheft kostenlos durch den Verlag des Traducteur in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Umsatzsteuer. Was jeder davon wissen muß. Preis 1.25 ℳ. Von Dr. Sinzig, Obersteuersekretär. Verlag Wilh. Stollfuß in Bonn (P. Sch. Kto. 76 183 Köln). In dieser Schrift hat der sachverständige Verfasser die vielfach recht unklar gehaltene Gesetzesmaterie in leicht verständlicher Form erläutert unter Berücksichtigung der Notverordnungs-Aenderungen. Praktische Beispiele verdeutlichen die wesentlichsten Grundsätze und jedermann wird sich an Hand dieser Schrift leicht in das Umsatzsteuerrecht vertiefen können. Die bei den Steuerpflichtigen bestehenden Unklarheiten und Voreingenommenheiten werden durch das Studium dieser aufklärenden Schrift leicht beseitigt werden können. Vielwohl sind auch die Hinweise auf die steuerfreien Umsätze. Für jeden Erwerbszweig ist das Bändchen zu empfehlen und nahezu unentbehrlich. Der Verfasser hat ferner soeben zwei gleichartige Schriften herausgegeben über „Einkommensteuer" und „Vermögenssteuer", in denen über diese Steuerarten in gemeinverständlicher Art alles gesagt ist, was jeder davon wissen muß.

„Die Leuchtrakete." Mit Spannung wird jedes Heft erwartet, was beweist, welche Beliebtheit sich die satirische Streitschrift „Die Leuchtrakete" mit der Beilage „Licht übers Land" erfreut. Das soeben erschienene Maiheft bringt wieder eine Unzahl guter Karikaturen, welche die wichtigsten Geschehnisse in witzigster Form verulkt. Diesmal seien genannt: Die Konkurrenz in Rom. — Briefe an einen Abgeordneten. — Oesterreichische Sozialversicherung. — Der Heimkehrer. — Nasenklinik für Hakenkreuzführer. — Vor dem Völkerbundstribunal in Genf. — In der Beilage „Licht übers Land" kommt der Ernst zum Ausdruck durch gediegene Aufsätze und im „Weltspiegel" werden zutreffende Bilder aus der proletarischen Bewegung gebracht. — Das einzelne Heft kostet 20 Pfg. Man verlange ein Gratisheft von der Verwaltung „Die Leuchtrakete", Wien IV, Mittersteig 3a.

Ein neuer Traven-Roman

Der in Mexiko lebende Schriftsteller G. Traven, vor wenigen Jahren noch unbekannt, heute bereits eine anerkannte Größe der Literatur, schreibt keine Romane und Erzählungen, um seine Leser zu unterhalten. Er bedient sich der unterhaltenden Form nur, um auch denjenigen, die unterhalten sein wollen, Kenntnisse über fremde Länder und Völker zu vermitteln und sie für seine Weltanschauung zu gewinnen. Sein neuer Roman „Der Karren", jetzt bei der Büchergilde Gutenberg, Berlin, in schöner Ausstattung erschienen, geht abermals von diesem Prinzip aus. Die Beckmesser werden bei ihm einen Verstoß gegen die überlieferten Gesetze des Romanaufbaus feststellen, aber dann werden sie hinzufügen müssen, daß „Der Karren" trotzdem ein sehr interessantes und prächtig geschriebenes Buch ist.

Traven erzählt in dieser Geschichte von dem Leben der mexikanischen Carreteros. Das sind proletarisierte Indios, die als Fuhrleute arbeiten, Jahr für Jahr, bei Hitze und Kälte, ihre ochsenbespannte Carreta über Gebirge und Einöden führen, und die besonders in Gegenden gebraucht werden, die weit von den Eisenbahnen des Landes entfernt sind. Der Carretero verdient ganz gut, wenn man die Löhne anderer indianischer Arbeiter danebenhält. Aber er kommt sein Leben lang nicht aus den Schulden heraus. Oft hat sein Brotgeber ihn irgendwo gekauft oder im Spiel gewonnen, und die Summe kommt auf sein Lohnkonto. Er muß sie abarbeiten. Das dauert eine ganze Weile. Bis dahin braucht er Vorschuß. Sein Herr versteht zu rechnen, er nicht. Es genügt ihm, wenn der Herr die Summe nennt, und diese Summe wird immer größer. Der Besitzer der Carretas zieht ihm den Verlust bei Unfällen ab. Muß der Fuhrmann unterwegs Reparaturen vornehmen, dann muß er sich jedes Stück Holz und jeden Nagel stehlen. Sein Herr gibt ihm nichts mit, aber er bezahlt das Lösegeld, wenn sein Carretero beim Holzstehlen erwischt und eingesteckt wird, und dieses Lösegeld wird abermals vom Lohn abgezogen. Man sieht, der beklagenswerte Besitzer der Karren und Zugtiere muß den Carreteros immer wieder Vorschuß geben, Vorschuß ihr ganzes Leben lang. Er gibt ihn, und er weiß warum.

Wissen die Carreteros, warum sie leben und arbeiten? Sie sind es gewöhnt, Strapazen zu ertragen, auf der harten Erde zu schlafen, ihre Frauen auf ihren weiten Fahrten mitzuführen, von einer armseligen und eintönigen Mahlzeit zu leben und ihrem Schöpfer dafür auf den Knien zu danken, wenn sie einmal in eine Stadt kommen und einige Tage Rast haben. Aber allmählich fangen auch diese Ausgebeuteten an, zu denken. Der Indianer in ihnen regt sich wieder. Mit kritischen Augen betrachten sie alles Fremde, das sich auf den gebeugten Rücken ihrer Rasse breit macht, und besonders gegen die fremde Kirche erhebt sich ihr ganzes indianisches Empfinden.

In dem neuen Buch von Traven wird das eindringlich und lebendig dargestellt. An dem Beispiel eines Carreteros, der als Hauptperson durch diese Geschichte geht, zeigt der Autor das Dasein einer ganzen Klasse, und darüber hinaus wird ein ganzes Volk und ein ganzes Land sichtbar. Travens große Kunst der Erzählung gipfelt besonders in dem Kapitel des Buches, das sich mit dem Liebeserlebnis dieses Carreteros beschäftigt, und das mit einer Gegenüberstellung von christlicher und indianischer Schöpfungslegende schließt.

Die Büchergilde Gutenberg, Travens deutscher Verlag — bis jetzt sind acht Bände erschienen — gibt den „Karren", einen Dreimarkband, jetzt (bis zum Jahresende) zum Vorzugspreis von 1,75 Mark an ihre Mitglieder ab.

Rätselecke

Rätselhafter Satz

Moritz fand in einem Buche diese merkwürdige Inschrift. Sieben Stunden zerbrach er sich den Kopf, was das wohl bedeuten möge — bis er sich plötzlich ein lustiges Lied pfiff, denn er hatte es gefunden.
Nun ratet ihr!

Alle
Sne
um
acht
derm
aim
acht
diese
elefr
S C
Hund
F
R
Ei

Buchstaben-Rätsel.

Mit „a" deckt es das Fenster zu;
Mit „o" trag ich's — vielleicht auch du.

Rätselauflösungen

Magisches Quadrat: Gero, Emil, Ring, Olga.
Buchstaben-Rätsel: armlos, harmlos.
Richtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Karlsruhe.

Witz und Humor

Schottische Geschichten

Die Fliege

Ein Schotte, in Geldsachen praktisch wie alle seine Landsleute, sitzt am Tisch des Gasthauses und trinkt ein Glas Bier. Plötzlich sieht er oben im Schaum eine tote Fliege. Er trinkt vorsichtig das Bier, um die Fliege herum, und jetzt erst, als das Glas zu drei Viertel leer ist, ruft er „entrüstet" den Kellner, nimmt in seiner Gegenwart die Fliege heraus und verlangt Ersatz.

Der Kellner kommt bald unter Entschuldigungen mit einem frischen Glas Bier zurück, das bis oben voll ist.

Am Nebentisch sitzt ein anderer Schotte mit seiner Gattin seit längerer Zeit bei einem Glas Bier für beide.

Sobald der Kellner sich entfernt hat, sagt der andere Schotte halblaut zu dem ersten nach dem Nebentisch hin:

„Darf ich nach Ihnen um die Fliege bitten?"

*

Der Kavalier.

Als Kavaliere sind die Schotten nicht sehr beliebt, denn sie geben nicht viel aus. Einer hatte ein junges Mädchen, um nicht ein Lokal besuchen zu müssen, vier Stunden lang durch einen Park geführt und sah sich, als sie fast zusammenbrach, genötigt, ihr ein belegtes Brot zu kaufen. Das kostete einen Schilling. Kaum war das Mädchen zu Hause, als sie die Wut über diesen Kavalier packte: sie nahm sich einen Wagen, fuhr zu ihm, warf ihm den Schilling vor die Füße . . .

„Mein Gott", sagte er und steckte das Geldstück ein, „das hätte doch auch Zeit bis morgen gehabt".

*

Der Weihnachtsmann

Ein Aberdeener feiert Weihnachten. Am Weihnachtstage sind alle im Zimmer versammelt. Plötzlich gibt es einen Knall. Der Aberdeener stürzt zur Tür hinaus; nach einigen Augenblicken kommt er wieder zurück und sagt: „Denkt euch, Kinder, eben hat sich der Weihnachtsmann erschossen".

*

Der Heiratsgrund.

Ein Schotte hatte sich verlobt und seiner Braut natürlich den Verlobungsring geschenkt.

Bald darauf wurde ihm die Sache aus irgendeinem Grund wieder leid und er forderte den Ring zurück.

Das war eben leichter gesagt, als getan: denn der goldene Reif ließ sich weder mit Sanftmut noch mit Gewalt von dem Finger des Mädchens lösen.

Angesichts dieser Tatsache, den Ring nicht wieder zu bekommen und das Geld dafür gleichsam zum Fenster hinausgeworfen zu haben, änderte der Schotte wieder seine Ansicht — und heiratete das Mädchen.

*

Der Schilling.

Erste Zeitungsmeldung: „Ein Fischer in Gravesend (Südengland) hat einen Hering gefangen, in dessen Magen sich ein silberner Schilling befand".

Zweite Zeitungsmeldung: „Die schottische Fischerei-Flotte ist in einer heftigen Bewegung nach Süden begriffen".

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

besagt eine aktive Handelsbilanz mit 559 Millionen, — so wird man aus diesen wenigen Zahlen sich eine Vorstellung von den in niederländisch-Indien investierten Kapitalien machen können.

Ueber die Summen, die die Chinesen investierten liegen leider keine Zahlen vor. Die 1,4 Millionen Gulden, die die Postverband ausweist, geben kein rundes Bild; ebenso nicht die 5,5 Millionen, die die Großbanken als chinesisches Plus Eingeborenenguthaben verzeichnen. In ihren eigenen Bankhäusern, die einer genauen Kontrolle noch schwerer zugänglich sind als die europäischen, sind die wirtschaftlichen Stützen chinesischer Macht.

Eine der großartigsten Einrichtungen, die die Regierung zum Schutze der Eingeborenen gegen Wucherer geschaffen hat, sind die „Desa lumbungs“: Dorfbanken. Als Sicherheiten werden keine Ueberschreitungen gemacht, sondern Reis abgeliefert; es sind also nur indirekt Banken, in erster Linie Reisweicher. Gegenwärtig bestehen 6000 Lumbungs, die 1,7 Millionen Pikol Reis (1 Pikol gleich 61,7 Kilogramm) an eine Million Eingeborene ausgeliehen haben. An Einnahme stehen dieser Summe 2,1 Millionen Pik und in Bargeld 9 Millionen Gulden gegenüber. Verwaltet werden die Lumbungs von 3 Dorfmitgliedern und dem Bürgermeister; ein geeigneter Buchhalter wird zugleich für mehrere Dörfer ernannt, die er abwechselnd besucht.

Menschen und Kapital: sehen wir, wie sie leben die Menschen; welche Erziehung sie genießen, welche Rechte und welche Ideen sie bewegen.

Wo der „weiße Mann“ nur in der Sage lebt

Die armen Erben einer reichen Kultur.

Während die nordamerikanische Zivilisation auf Gebieten erstand, wo es niemals Ackerbau, niemals feste Siedlungen und niemals Ansätze zu einer Industrie gegeben hat, die Bohrtürme Rockefellers und die Wolkenkratzer der amerikanischen Bank- und Industriemagnaten also auf einstens jungfräulichem Boden zum Himmel ragen, ist die Zivilisation Lateinamerikas auf dem Trümmerfeld uralter, blühender Kulturen aufgebaut. Wo sich — wahrscheinlich Jahrtausende vor Kolumbus — dereinst dichtbesiedelte Städte mit einer handel- und industriebetreibenden Bevölkerung ausdehnten, befindet sich heute oft nichts als vom Urwald überwucherites Sumpfland.

Die Kultur der Mayas, bei denen Kunst und Wissenschaft, Gewerbefleiß und Handel in ungeahnter Blüte standen, in mehr als einer Beziehung der der spanischen Eroberer überlegen, mußte einer primitiven, auf hemmungslose Ausbeutung der märchenhaften Reichtümer des Landes abzielenden Kolonialherrschaft weichen.

In diese rätselhafte Kultur eines Volkes, von dem wir heute noch weniger wissen als von der Vergangenheit anderer Völker, denen die Mayas unvergleichlich überlegen waren, besten Hieroglyphenschrift wir noch immer nicht zu lesen imstande sind, wurde in den letzten Monaten durch die Tätigkeit der mit allen erdenklichen Hilfsmitteln ausgerüsteten, unter Führung der Archäologen Gregory Mason, Herbert J. Spinden auf der Halbinsel Yukatan arbeitenden Forschungsexpeditionen einiges neues Licht gebracht.

Aber nur totes Gestein spricht zu ihnen. Leben nirgendwo Nachfahren jener Mayas, die unverderbt vom Einfluß der christlich-spanischen Zivilisation, von vergangener Größe zu zeugen wüßten?

Ein Schüler Herbert J. Spindens, der Ethnologe Desmond Holdrige, hat das Wagnis unternommen, den gefürchteten Pischaukos, in den unerforschten Bergwäldern des südlichen Venezuela, die vor ihm keines Weißen Fuß betreten hat, einen Besuch abzustatten, und sein Bericht, stellenweise erschütternd, gehört wohl zu den interessantesten Dokumenten völkerkundlicher Forscherarbeit.

Von Manaos, der Hauptstadt des brasilianischen Staates Amazonas, oberhalb der Mündung des Rio Negro in den Amazonenstrom stieg Holdridge über die hohe Wasserscheide des gewaltigsten Stromgebietes der Erde in die Ebene des südlichen Venezuela hinab, durchquerte hunderte Meilen unerforschten Landes, bis er an den gleichfalls unerforschten Turikanstrom gelangte, auf dem er in einem Kanu mehrere Tage flußabwärts fuhr und befand sich sodann in jenem Gebiete, das die Brasilianer „O Meio mundo“ („die halbe Welt“) nennen.

Bald befand er sich mitten im Bereiche der Pischaukos, der einzigen von den Segnungen der europäischen Kultur verschonten Nachkommen der Mayas, von denen man ihm erzählt hatte, daß sie jeden Weißen und jeden Schwarzen, der in ihre Nähe gelange, töten. Aber auch hier erwies sich, daß wir Wilde doch bessere Menschen sind. Als „Kariuß“ (weiße Männer) gelten nämlich den Pischaukos — wie sich herausstellte — lediglich die verhaßten Brasilianer und Venezuelaner, während sie die Nordamerikaner und Engländer als „Paranakuri“ (Seevolk) bezeichnen.

Wie verblüfft war der amerikanische Ethnologe, als er fast die ganze Bevölkerung riesige Kruzifixe in Händen halten sah! Sollten diese gefürchteten und gehaßten Indianos, deren Existenz von vielen überhaupt bestritten worden war, in Wirklichkeit Christen sein? Es schien unglaublich.

Nein, die Pischaukos hielten noch immer an ihrem alten Götterglauben fest, aber toleranter als die christlichen Konquistadores hatten sie das Kruzifix in die Zahl ihrer zauberkräftigen Talismane und Amulette gleichberechtigt aufgenommen. Ein Pischaukomann war auf einer Wanderung vor vielen Jahrzehnten einmal bis zu einer venezuelanischen Siedlung gelangt, wo er bemerkte, welch großen Einfluß dort ein Priester hatte. Er schloß daraus, daß das Kruzifix ein zauberkräftiger Talisman sei, aus dem dieser weiße Mann seine Macht ableite, berichtete von seinem Erlebnis zu Hause, und die Folge war, daß heute der größte Teil der Pischaukos Kruzifixe besitzt, ohne von Christus oder auch nur von Missionaren eine Ahnung zu haben.

Noch lebt die ihren Vorfahren vor einem halben Jahrtausend angetane grausame Unbill im Gedächtnis der Pischaukos fort. „Meine aufs Geratewohl getane Frage“, so berichtet Holdridge, „ob sie jemals weiße Männer gesehen hätten, ließ jahrhundertealten Haß und Geschichte fortgesetzter Verfolgung lebendig werden. Sie sagten, daß sie wohl selber niemals weiße Männer gesehen hätten, wohl aber ihre Ahnen, die ihnen ihre grausamen Erfahrungen übermittelt hätten. Vor vielen Jahren lebten ihre Vorfahren in einem reichen Lande, wahrscheinlich im Stromgebiet des Orinoco. Dorthin seien weiße Männer, die sich „Espanoles“ nannten, gekommen. Diese weißen Männer trugen die Frauen ihrer Vorfahren davon und versklavten die Männer. Wenn sich die Männer weigerten, für die Espanoles zu arbeiten, dann schnitten ihnen die Espanoles die Köpfe mit ihren Schwertern ab.“

Die Pischaukos flohen dann in die Ebenen des südlichen Venezuela, und des nördlichen Brasilien. Aber hier wurden sie von Angehörigen ihrer eigenen Rasse — den Arekunas und den Makuschis — angegriffen und in erbarmungslosen Kämpfen fast ausgerottet. So zogen sie sich in die Urwälder des Oberlaufs des Caroni zurück und schlossen sich vollkommen ab.

Die bei den Mayas in so hoher Blüte stehende Astronomie ist auch ihren armseligen Nachfahren, den Pischaukos, nicht unbekannt. Sie messen das Jahr nach dem Stand des Sternbildes der Pleiaden und richten Anbau und Ernte danach ein. Die Sonne dient ihnen lediglich zur Bezeichnung der Tageszeit.

Das Alter eines Mannes wird nicht nach der Zahl seiner Jahre bemessen, sondern nach der Größe seiner Kinder. Ein Pischaukoe fragt niemals: „Wie alt bist Du?“ sondern: „Wie groß sind Deine Kinder?“

Aus diesem Umstand folgt, daß es nur selten unbeweibte Pischaukos gibt, und daß sich der Pischaukoe schon in sehr jungen Jahren eine Frau nimmt.

„Auf den ersten Blick“, so berichtete der amerikanische Ethnologe, „scheint das Los der Frauen bei den Pischaukos durchaus kein beneidenswertes zu sein. Sie tragen schwere Lasten Brennholz, große Wasserkessel und die Jagdrüstung ihrer Ehegatten. Sie verrichten die Töpfereien und die Hängematten. Sie bestellen den Acker und kochen. Aber die Jagd — Jagd nicht aus Sport, sondern um den Lebensunterhalt zu bestreiten, — ist eine grausam-harte Arbeit für die Männer, wenn man bedenkt, daß sie sich mit ihren primitiven Instrumenten einen Weg durch den dichten Urwald bahnen müssen. Die Männer bauen auch die Häuser, flechten die Körbe, erziehen die Kinder und ziehen auf den Kriegspfad. Und liegt ein Mann faul in der Hängematte, anstatt auf die Jagd zu gehen, dann wird er bald seiner Frau verlustig, ohne hoffen zu dürfen, Ersatz zu finden. Denn niemand läßt es sich einfallen, eine Frau zum weiteren Zusammenleben mit einem Manne zu zwingen, der nicht für sie sorgt. So erfreuen sich die Frauen einer erstaunlichen Freiheit. Die Mädchen können sich nach Gutdünken ihre Ehemänner auswählen und verlassen sie, sobald jene ihre Erwartungen nicht erfüllen. Die Vielehe ist zwar gestattet, aber die beschränkte Zahl der Frauen führt praktisch zur Einehe, und nur der Häuptling oder der Medizinmann haben mehr als eine Frau.“

Bei den Pischaukos hat Holdridge die völkerkundlich so überaus interessante Einrichtung des Männerwochenbettes feststellen können. „Einige Zeit vor der vermutlichen Geburt,“ so erzählt er, „begibt sich der zukünftige Vater in seine Hängematte und verkündet, daß er ein Kind bekommen wird. Seine Bekannten und Verwandten besuchen ihn und bieten Rat und Hilfe an. Die Mutter dagegen arbeitet bis etwa einen oder zwei Tage vor der Entbindung wie gewöhnlich. Dann verschwindet sie im Urwald — ganz allein — und erst mit dem Neugeborenen kehrt sie zurück. Die Geburt des Kindes — so sagen die Pischaukos — wird ungeduldig von den bösen Geistern erwartet. Das Wochenbett des Vaters dient dazu, um die bösen Dämonen zu überlisten. Da die Seele des Kindes zum Vater gehört, darf er vor seiner Geburt nicht auf die Jagd gehen, um nicht etwa wider Willen die Seele zu töten.“

Fast durch drei Wochen hielt sich Desmond Holdridge unter den Pischaukos auf. Er wäre wohl gerne noch länger in ihrer Mitte geweilt, um ihre Sitten und einzigartige Ueberlieferung zu studieren, in der eine vor Jahrhunderten erstorbene, dereinst glanzvolle Kultur weiterlebt.

Aber langsam regte sich unter den Pischaukos der jahrhundertealte Haß gegen die weiße Rasse, die alle erdenkbare Niedertracht auf ihre Vorfahren gehäuft hatte. Eines Nachts griffen sie zum Schein das Lager des amerikanischen Forschers und seiner indianischer Begleiter an. Es war ein deutlicher Wink. Desmond Holdridge verstand ihn und am nächsten Morgen verließ er das Gebiet, wo sie die armen Erben einer reichen Kultur vor den Segnungen des Christentums zurückgezogen hatten.

Leo Korten.

Von den Angelpunkten der Lebensgestaltung

DKGS. Es steht ein für allemal fest, daß die Gattungen und Arten der Lebewesen nicht fix und fertig, wie eine Mustersammlung von Porzellanpuppen aus der Meisterhand der schaffenden Natur hervorgegangen sind. In Millionen von Jahren haben sie sich, von einfachsten Formen beginnend, zu immer entwickelteren Wesen emporgestaltet. Wegen Einzelheiten freilich sein — die Tatsache der stufenweisen Entwicklung ist nicht zu bezweifeln.

Aber welcher Kraft verdankt die Entwicklung die Abänderung der Arten, den Anstoß. Ist es der Einfluß der Außenwelt und des Bedürfnisses, wie Lamarck wollte, oder die Auslese der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um das Dasein nach Darwin? Die neuzeitliche Vererbungswissenschaft läßt diese Fragen zunächst auf sich beruhen, seit es ihr gelungen ist, durch Versuch und Beobachtung zu den Angelpunkten der Entwicklung und Abänderung vorzudringen. Seit man in der Fliegenart Drosophila einen geeigneten Untersuchungsgegenstand gefunden hat, weiß man, daß die Vererbung aller körperlichen Eigenschaften an die Kerne der Geschlechtszellen gebunden ist, und zwar innerhalb der Kerne an gewisse schleifen- und stabförmige Teilchen, die man wegen ihrer leichten Färbbarkeit bei mikroskopischen Untersuchungen „Farbkörperchen“ (Chromosomen) nennt. Für jedes Lebewesen sind Zahl, Form und Lagerung dieser Körperchen zueinander kennzeichnend. Aber man weiß noch mehr. Die Chromosomen sind wiederum aus noch kleineren und kleinsten Teilchen zusammengesetzt. Jedes dieser Teilchen vererbt auf das neuentstehende Lebewesen eine bestimmte Eigenschaft; also das eine einen gewissen schwarzen Fleck der Flügel, ein anderes die Farbe der Augen, das dritte die Stellung eines Beines, das vierte die Form eines Hinterleibringes usw. Es ist gelungen bei Drosophila für etwa 500 Erbeigenschaften die entsprechenden, Gene genannten Teilkörperchen festzustellen. Man hat geradezu Landkarten der Chromosomen und ihrer Gene aufgestellt, ohne damit ihre Kenntnis auch nur annähernd zu erschöpfen.

Wenn nun jedes Gene die Eigenschaften des Elternwesens unverändert auf das Kind übertrüge, so müßte in alle Ewigkeit jedes Einzelwesen genau den Vorfahren gleichen. Abänderungen und Entwicklungen wären undenkbar. Aber jeder Züchter weiß, daß bei Pflanzen und Tieren tagtäglich neue Rassen und Formen entstehen und sogar willkürlich hervorgerufen werden und sich vererben lassen. Wie läßt sich diese Tatsache mit dem anscheinend starren Erbmechanismus der Gene vereinigen? In einem Vortrage über das Entstehen neuer Erbeigenschaften ging Prof. Dr. Goldschmidt vom Institut für Erbforschung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auf diese ebenso wichtige wie schwierige Frage ein. Für ihre Beantwortung ist eine Beobachtung grundlegend wichtig, die bei Züchtungsversuchen gemacht worden ist. Abartungen entstehen nicht, wie man früher geglaubt hat, durch allmähliche, fast unmerkliche Aenderungen, etwa durch Anpassung an andere Verhältnisse, sondern sprungweise. Eine solche „Mutation“, wie der Fachausdruck lautet, besteht etwa darin, daß unter einer Zahl von Schaflämmern einer bestimmten Rasse plötzlich einige mit kurzen gekrümmten, sogusagen Dackelbeinen auftauchen. Diese Veränderung ist nicht erdacht, sondern mehrmals beobachtet und zu Züchtungsversuchen benutzt worden. Oder unter einer ganzen Zucht schwarz-weiß-gefleckter Schmetterlinge finden sich ganz schwarze. Hier setzte die Forschung ein. Man stellte fest, daß die Mtation aus zwei Gründen erfolgen kann. Entweder entsteht durch irgend welche äußeren Ursachen eine Verlagerung der Chromosomen (Zerreißung, Verdoppelung usw.), sodaß gewisse Genegruppen ausfallen oder doppelt vorhanden sind, oder in geänderter Reihenfolge liegen, oder die Gene können in sich mutieren, ohne daß die Chromosomenanordnung gestört ist. So hat man durch Kälteeinwirkung, durch Füttern mit Metallsalzen, durch Röntgenbestrahlung, willkürlich Mutationen und neue Erbeigenschaften erzielt. Die künstliche Mutation des Versuchs arbeiten bei beiden mit absichtlich angewendeten Mitteln; wie die natürliche Mutation zustande kommt, weiß man noch nicht. Man hat in Anlehnung an die Bedingungen des Versuchs an die Einwirkung der natürlichen (kosmischen oder Radium-) Strahlung gedacht; aber ihre Menge ist zu gering, als daß man ihr die zur Mutation gehörige Kraftentwicklung zutrauen könnte. So muß man zunächst die mangelnde Kenntnis mit dem Worte „Zufall“ decken, der aber doch eine gewisse planmäßige Regelung zuläßt. Ein Beispiel möge diesen Widerspruch klären. In dunklen Grotten leben augenlose Tiere. Früher nahm man an, daß diese Tiere ihr Sehvermögen durch Nichtgebrauch eingebüßt hätten. Die neuzeitliche Erbforschung erklärt den Vorgang anders. Bei allen Tierarten kommen durch Mutation Wesen vor, deren Sehvermögen minderwertig ist. Unter den gewöhnlichen Verhältnissen der hellen Erdoberfläche sind diese Tiere durch ihren Mangel nicht lebens- oder mindestens nicht fortpflanzungsfähig. In der Dunkelheit der Grotten fällt ihr Körperfehler nicht ins Gewicht. Hier sind sie vollwertig und können ihr schlechtes Sehvermögen vererben.

So können Tatsachen befriedigend erklärt werden, wenn auch die letzten Ursachen unbekannt bleiben. In diesem Schluß liegt die Tragik, aber auch das Glück aller Wissenschaft. Jede neue Errungenschaft eröffnet neue Wege, zeigt neue Ziele, der Forscherdrang strebt ihnen zu und entnimmt den immer erneuten Aufgaben die unversiegbare Kraft des geistigen Vorwärtsstrebens. Und dennoch weiß der Forscher, daß er die letzten Hintergründe des Seins nie erkennen wird, daß der Bereich seines Forschens ebenso unerschöpflich und unendlich ist, wie die Schöpfung selbst. Nach wie vor gilt Dubois-Reymonds düster-erhabenes Wort: „Ignorabimus!“

Von den deutschen Wetterflugstellen

Von Civ.-Ing. Kurt Maier.

Wir unterhalten in Deutschland fünf Wetterflugstellen: Hamburg, Königsberg, Berlin, Darmstadt und München. Daß die vertikale Schichtung der Luftmassen einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung des Wetters ausübt, ist lange schon erkannt, deshalb werden an sämtlichen Wetterflugstellen zur selben Tageszeit (morgens zwischen 8 und 9 Uhr) Höhenaufstiege mit Motorflugzeugen durchgeführt in Höhen bis zu 5000 Meter, um die Luftschichtung zu erkunden. Es wird bei fast jedem Wetter gestartet, nur Nebel und sehr niedrige, teilweise dem Boden aufliegende Wolken sind ein Hinderungsgrund zum Starten. So wird im Sommer fast jeden Tag regelmäßig ein Höhenaufstieg zur Erkundung der Wetterlage durchgeführt und selbst in den Schlechtwettermonaten November bis zum Februar beträgt die Regelmäßigkeit der Wetteraufstiege bis zu 90 Prozent. Die Instrumente, die bei solchen Flügen zur Messung der Temperaturen, Luftfeuchtigkeit und Luftdruck in den verschiedenen Höhenlagen benutzt werden, sind registrierende, also Instrumente, die die Messungsergebnisse selbsttätig aufschreiben. Diese Instrumente, Meteorographen genannt, werden unter den Tragflügeln der Flugzeuge angebracht, damit sie im freien Luftstrom liegen und so recht genaue Messungsergebnisse aufschreiben. Diese Ergebnisse werden nach dem Fluge sofort ausgewertet, und der Sammelstelle für den Flugwetterdienst in Berlin-Tempelhof telephoniert oder telegraphiert. Von dort erhalten eine Stunde später schon sämtliche Wetterdienststellen und Flugwetterwarten bereits um 10 Uhr durch Funkspruch die neusten Wettermeldungen aus dem ganzen Reiche. Auch über Wolkenhöhe, Mächtigkeit der Wolkendecke, Verteilung und Art der Wolken entbielt der Funkspruch genaue Angaben. Neben anderen Instrumenten wird auch eine Kamera mitgeführt, um charakteristische Wolkenbilder im Lichtbild festzuhalten.

Es wird das gleiche Flugzeugmuster bei allen Wetterflugstellen verwendet, in Ganzmetallflugzeug der Junkerswerke in Dessau mit dreihundertpferdigem Motor. Diese Flugzeuge sind allen auftretenden Witterungsunbilden wie Regen, Hagel, Schnee und Vereisung gewachsen. Die Flugzeuge werden zu den Wetterflügen mit besonderen Instrumenten ausgerüstet, die auch ein Fliegen in den Wolken ermöglichen und dem Führer stets die Fluglage der Maschine einwandfrei zu beurteilen gestattet. Ohne solche besondere Instrumente wäre ein Fliegen bei schlechtem Wetter nicht immer möglich, oder aber zum Mindesten außerordentlich gefahrvoll. Man muß berücksichtigen, daß an Tagen mit Landregen, z. B. es oft unmöglich ist, den oberen Wolkenrand zu erreichen. An solchen Tagen reichen die Nimbuswolken, die manchmal in 300 oder 400 Meter beginnen, bis auf 4000 Meter und höher hinauf und wer darin schon herumflog, weiß, daß dort nichts zu sehen ist, als eine graue milchige Nebelmasse, in der eine Orientierung und die Steuerung des Flugzeuges nur nach Instrumenten möglich ist, da ja jede Erdsicht fehlt.

Wenn aber an Wintertagen, wo unten die Luft feucht und nebelschwanger ist, das Flugzeug in vielleicht 1000 Meter Höhe den oberen Wolkenrand erreicht, wird der Kampf mit dem Wetter dann reichlich entschädigt. Unbeschreiblich schön ist der Anblick, wenn die Morgensonne in schönstem Rot die Wolkenkämme beleuchtet und unter uns das Wolkenmeer in tausend Farben schillert. Das sind dann Minuten, die die beim Wetterfliegen auftretenden Schwierigkeiten tausendfach aufwiegen!

Es wäre viel noch zu erzählen, von den kleinen harmlosen Haufenwölkchen, mit den vielen Schlupfwinkelchen und Eckchen, die so recht zum Versteckspielen einladen, aber auch von den riesigen Unheil drohenden Gewitterstürmen, die bis auf 6000 Meter Höhe und höher hinauschießen und in deren Innern böse Stürme hausen. Den Gefahren, die dem Flugzeug drohen, aus dem Weg zu fliegen, ist der Luftraum groß genug. Diese Gefahren zu erforschen, um so die Sicherheit des Luftverkehrs, die schon ist, jeden anderen Verkehrsmittels erreicht hat, weiter zu erhöhen, ist die Aufgabe unserer Wetterflugstellen.

Preisausschreiben des Kulturbundes

Der „Soz. Kulturbund“ hatte, um „dem Bedürfnis nach einfachen, leicht verständlichen, mitreißenden Gesängen, die bei Umzügen, Versammlungen, Festen und Feiern von den Massen gesungen werden können“, entgegenzukommen, ein Preisausschreiben veranstaltet. Verlangt wurden ein- bis dreistimmige, begleitete oder unbegleitete Gesänge als Ersatz für die wenigen „Lieder, die immer wieder angestimmt werden und oftmals weder dichterisch noch musikalisch den Verhältnissen entsprechen“.

Der von der Berliner Arbeiter-Musik-Kommission eingesetzte Prüfungsausschuß hat von 600 Einsendungen ausgezeichnet:

mit dem 1. Preis von 500 ℳ E. Lothar Knorr (Berlin) für den einstimmigen Chor „Bei Sonne, in Nächten“ (Grünbaum) und für den dreistimmigen Kinder- oder Jugendchor „Proletarierkind“ (A. Mellen);

mit dem 2. Preis von 800 ℳ Hans Ziegler (Tübingen) für die einstimmigen Chöre „Lied der Arbeit“ (K. Bröger) und „Das hohe Lied“ (Schönlank);

mit dem 3. Preis von 200 ℳ Kurt Menschinger (Augsburg) für die Melodie von „Viele sind stark“ (Grete Hartwig).

Außerdem wurden durch Anerkennung ausgezeichnet:
Paul Lacroix (Düsseldorf) für „Wir bauen eine neu Welt“;
Hermann Wunsch (Berlin) für „Friedenshymne“, und
Karl Meinberg (Hannover) für „Krieg und Frieden“.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg